

## Ogom und Runen.

Von Helmut Arns.

Für das eigenartige altirische Alphabet, das nur aus Strichen und Punkten besteht und Ogom (nir. *ogham*) genannt wird, verweise ich auf die leidlich vollständige Bibliographie in der *Bibliography of Irish Philology, and of Printed Irish Literature*, Dublin 1913, S. 54f. Führend sind die Gelehrten R. A. S. Macalister und J. MacNeill. Die Arbeiten von Marstrander (*N. T. S.* 1, 139ff.), M. Hammarström (*Om Runskriftens Härkomst*) und F. R. Schroeder (*Altgermanische Kulturprobleme*) haben gezeigt, daß künftighin Runenforschung ohne Berücksichtigung des Ogoms nicht mehr denkbar ist.

Ogominschriften sind nur in Irland, auf der Insel Man, in Schottland, Wales und dem Südwesten Englands gefunden worden. Die sog. „piktischen“ in Schottland sind zwar sprachlich nicht irisch, haben aber die Schrift zweifellos von den Iren entlehnt. Alle übrigen außerhalb Irlands rühren von irischen Einwanderern her. Auf dem Festland gibt es keine Ogominschriften; die Steine von Biere sind moderne Fälschungen.

Die Inschriften befinden sich auf Steinen, die zum Andenken an Tote oder zur Angabe von Besitzverhältnissen gesetzt sind. Das Sprachmaterial ist (in Anbetracht der fast 400 erhaltenen Inschriften) sehr dürftig; und da die Inschriften meist auf Steinkanten angebracht sind, die der Verwitterung besonders ausgesetzt waren, und es sich zudem meist um Namen handelt, ist die Deutung des überlieferten Sprachguts vielfach umstritten. Von den — wahrscheinlich häufigeren — Inschriften auf Holz ist uns nichts erhalten.

Das Ogom scheint etwa zweieinhalb Jahrhunderte, von 450 bis 700 n. Chr., in Gebrauch gewesen zu sein. Es liegt kein Grund vor, eine frühere Entstehungszeit anzunehmen. Die jüngsten Ogominschriften sind etwa gleichzeitig mit den ältesten Handschriften. Zwischen beiden besteht aber eine tiefe Kluft: Die Handschriften sind von Anfang an christlich, die Ogominschriften bis zuletzt ausgeprägte Zeugen des Heidentums.

Dieser Gegensatz hat wohl den raschen Untergang der Schrift herbeigeführt. Vor der Einführung des Christentums weist nichts auf das Vorhandensein irischer Handschriften.

Wir wollen hier eine Betrachtung des Alphabets (s. Tafel I) anschließen. Es besteht aus 4 Gruppen zu je 5 Zeichen. Die Vokale werden durch eine bis fünf kleine Kerben bezeichnet, die Konsonanten durch einen bis fünf Striche. Diese stehen senkrecht zu einer Mittellinie (bzw. Pfeilerkante) auf der rechten oder linken Seite; oder sie schneiden die Mittellinie schräg. Diese Mittellinie ist in den Handschriften waagrecht, auf Steindenkmälern in der Regel senkrecht. Daß die Striche der dritten Gruppe schräg laufen, erklärt sich nach *Rhys* daraus, daß die Vokale einst nicht punktiert, sondern senkrecht die Mittellinie schneidende Striche gewesen seien.

Das Ogom kann seiner Struktur nach nie für ausgedehnte literarische Zwecke benutzt worden sein. Dies Alphabet ist weit davon entfernt eine Stenographie zu sein, wie man zuerst angenommen hat. Die Buchstaben *h* und *b*, die der Form nach die einfachsten sind, sind am seltensten auf den Denkmälern vertreten, während *c* und *r*, die am häufigsten vorkommen, die verwickeltesten Zeichen sind.

Wenn man bei der Anordnung der Vokale etwa auf den Gedanken kommen könnte, daß hier eine phonetische Beobachtung zugrunde liege, indem zuerst die dunklen, dann die hellen Vokale gesetzt seien, so versagt bei den Konsonanten jede derartige Erklärung. Und doch kann ihre Reihenfolge keine ganz zufällige sein; irgendein Plan muß doch zugrunde liegen. Im einzelnen sind manche phonetische Züge: *z* neben *r*, *c* neben *q*, *g* neben *ng*, *t* neben *d*.

Zimmer meint, die Fünffzahl der Gruppen sei daraus zu erklären, daß „fünf“ bei den Vorindogermanen Irlands die Zahleneinheit war. Darauf weist auch, daß wir im Irischen ein zweites Wort für „zehn“ finden: *déec* < \**duei-penqu* = 2 × 5. Die Zahl der Striche führt auf den Gedanken, daß das Alphabet zunächst nicht zum Schreiben, sondern zum Zeigen mit den Fingern bestimmt war.

*f* ist als *u* oder *w* zu fassen. *z* ist wohl ursprünglich *ts*; später wird *z* durch *st* wiedergegeben: *Elistabeth*.

Außerhalb des Alphabets kommt eine fünfte Gruppe von ebenfalls fünf Zeichen vor, die wohl später entwickelt ist (s. Tafel II). Man sah sie allgemein als Zeichen für Diphthonge an; vielleicht aber sollten es diese Zeichen den Schreibern nur ermöglichen, zwischen palatalen und nicht palatalen Konsonanten zu unterscheiden.

*q* hat nicht den Lautwert von *Qoppa*, sondern den des lateinischen *qu*, ist ein Labiovelar. Merkwürdig ist, daß — wie im Runenalphabet — ein besonderes Zeichen für *ng* (= *ŋ*) vorliegt. Hätten wir kein Zeichen dafür, so würden wir, wie Pedersen (1925) ausführt, aus Gründen der Tradition *ŋ* durch *n* wiedergeben; aber phonetisch liegt dieser Laut viel näher bei *g*. Deshalb setzt wohl auch das *Ogom g* neben *ng*. Die Schriftrichtung ist normalerweise von links nach rechts, recht häufig aber auch umgekehrt.

Jeder Buchstabe hat einen Namen, der dem Pflanzenreich entnommen ist: „*L'alphabet ogamique a l'aspect d'un arbre grossièrement dessiné: chaque lettre porte le nom d'un arbre ou d'un arbuste*“ (de Jubainville). Daher wird das Alphabet auch häufig *Ogam Craobh* oder *Zweig-Ogom* genannt: *Craobh* ist „Zweig“ oder „Baum“.

Die Namen sind:

<i>b</i> = <i>beithe</i>	<i>birch</i>	. . . . .	Birke
<i>l</i> = <i>luis</i>	<i>mountain-ash</i>	. . . . .	Gebirgsesche
<i>f</i> = <i>fearn</i>	<i>alder</i>	. . . . .	Erle
<i>s</i> = <i>sail</i>	<i>willow</i>	. . . . .	Weide
<i>n</i> = <i>nion</i>	<i>ash</i>	. . . . .	Esche
<i>h</i> = <i>huath</i>	<i>hawthorn</i>	. . . . .	Hagedorn
<i>d</i> = <i>duir</i>	<i>oak</i>	. . . . .	Eiche
<i>t</i> = <i>tinne</i>	<i>holly</i>	. . . . .	Stechpalme
<i>c</i> = <i>coll</i>	<i>hazle</i>	. . . . .	Haselbusch
<i>q</i> = <i>qeirt</i>	<i>apple-tree</i>	. . . . .	Apfelbaum
<i>m</i> = <i>muin</i>	<i>vine</i>	. . . . .	Wein
<i>g</i> = <i>gort</i>	<i>ivy</i>	. . . . .	Epheu
<i>ng</i> = <i>ngedal</i>	<i>reed</i>	. . . . .	Schilf
<i>z</i> = <i>straiſ</i>	<i>sloe-tree</i>	. . . . .	Schlehdorn
<i>r</i> = <i>ruis</i>	<i>elder</i>	. . . . .	Holunder
<i>a</i> = <i>ailm</i>	<i>fir-tree</i>	. . . . .	Tanne
<i>o</i> = <i>onn</i>	<i>furze</i>	. . . . .	Stechginster
<i>u</i> = <i>ur</i>	<i>heath</i>	. . . . .	Heidekraut
<i>e</i> = <i>eadod</i>	<i>aspen</i>	. . . . .	Espe
<i>i</i> = <i>idad</i>	<i>yew</i>	. . . . .	Eibe
<i>ea</i> = <i>eabad</i>	<i>aspen</i>	. . . . .	Espe
<i>oi</i> = <i>oir</i>	<i>spindle-tree</i>	. . . . .	Spindelbaum
<i>ui</i> = <i>uillean</i>	<i>woodbine</i>	. . . . .	Geißblatt
<i>ia</i> = <i>iaſin</i>	<i>goose-berry</i>	. . . . .	Stachelbeere
<i>ai</i> = <i>emanc(h)oll</i>		. . . . .	Doppel-c.

Die nach dem Uraicept angeetzten Bedeutungen der zweiten und dritten Reihe sind teilweise sehr unsicher.

Woher stammen die langen Buchstabennamen? Wir denken natürlich an die langen Runennamen. Aber im einzelnen stimmen die Be-

zeichnungen nicht überein. Wohl kann man einige Anklänge feststellen: air. *sail*: ags. *sygil*, an. *söl* = *s*; air. *muin*: ags. *man*, an. *madhr* = *m*; air. *ūr*: ags. an. *ūr* = *u*. Aber der anlautende Konsonant ist ja festgelegt; und Übereinstimmung in nur einem weiteren Konsonanten will — das ist Pedersen zuzugeben — nicht viel besagen. Fraglich ist auch der Zusammenhang zwischen ags. *eoh* und air. *i* = *idad*, die beide „Eibe“ bedeuten. Aber anderes ist wesentlicher: *b* ist in beiden Alphabeten durch den Namen der Birke bezeichnet. Und *beithe* klingt doch sehr an gr. *bēta* an. Thurneysen (Z. f. celt. Phil. 17) sagt: „Daß der Erfinder des Ogoms das römische Alphabet und seine Geltung kannte, ist längst anerkannt. Daß der Erfinder der Buchstaben-Namen, mag es derselbe Mann oder ein Späterer sein, auch Kenntnis des griechischen Alphabets hatte, scheint ebenfalls kaum zweifelhaft. Der Name *bēta* hat ihm wohl den Anstoß gegeben, sein *b* *bethe* (in älterer Gestalt etwa *\*bethuia* oder *\*bethia*) „Birke“ zu nennen und dann auch die andern Buchstaben (durchgehend?) mit Pflanzennamen zu bezeichnen; auch *ailm* „a“ klingt ja an *alpha* an.“ Auch wenn *ailm* und *beithe* auf *alpha* und *bēta* beruhen, erweist das nicht griechischen Ursprung; denn diese Namen waren auch unter Römern gebräuchlich. „*Hoc discunt omnes ante alpha et beta puellae*“ heißt es bei Juvenal 14, 209 vom ersten Unterricht. Pedersen, der lat. Ursprung des Ogoms vertritt, meint, die Iren hätten mit den leblosen lateinischen Kurznamen der Buchstaben nicht auskommen können und sich deshalb längere geschaffen. Bugge glaubt dagegen, die Namen seien unter dem Einfluß der ags. Runen entstanden. Aber ags. Einfluß auf die Iren in so früher Zeit ist undenkbar. Auch *beith* weist in umgekehrter Richtung: *bēta* > *beithe* ~ *beorc* ist möglich; aber nicht *bēta* > *beorc* ~ *beithe*. Mehr noch als *beithe* weist ein anderer Ogomname auf Zusammenhang mit den Runen hin: *qeirt*, vielleicht „Apfelbaum“, Name des *qu*. Im gotischen Runenalphabet, dessen Namen uns die Salzburg-Wiener Alkuinhandschrift (um 1000) bewahrt hat, heißt *q* *quertra*, *p* *pertra*. Im ags. Runenalphabet ist *cweordh* der Name der *q*-Rune und *peordh* der der *p*-Rune. Etymologisch gehört zu *ogom qert* das kymr. *perth* „Busch“, idg. *\*quertā* (s. Marstrander N. T. S. I 139ff., Hammarström a. a. O. und Krause A. f. d. A. 50). Im Britann. wurden idg. *qu* > *p* und *t* hinter *r* aspiriert. Aus solchem altkelt. *\*perthā* als Buchstabenname entlehnten die Germanen den Runennamen *perthō*. Als dann die Gallier das lat. Alphabet kennen lernten, gaben sie dem *q*-Zeichen den auf *perthā* reimenden Namen

*querthā*, weil sie wußten, daß ihrem *p*-Laut bei andern keltischen Stämmen ein *q*-Laut entsprach. Auf diese Weise konnten die Germanen auch zu dem Runennamen \**querthō* gelangen (Sammarsström). Nimmt man an, daß die Germanen von diesem Nebeneinander von *q*- und *p*-Stämmen bei den Kelten Kunde hatten und ihre *p*- und *q*-Zeichen daher von sich aus reimend benannten, blieben wir mit unsern Ansätzen noch vor der Einwirkung des lat. Alphabets. Warum wurde nun \**perthō* entlehnt? Es gab im Altgerm. kaum ein Wort, das mit *p* anlautete. Als man den einzelnen Runen akrostichische Namen gab, war man bei der *p*-Rune in Verlegenheit. Man half sich durch Übernahme des entsprechenden kelt. Namens. Da der *q*-Laut in der weiteren Entwicklung des Germ. wie *k*+*w* ausgesprochen wurde, kam die *q*-Rune außerhalb des Got. bald außer Gebrauch. Im West- und Nordgerm. ist sie nicht mehr im Futhark, nur ags. ist noch ihr Name überliefert (Krause). Ich halte diese Entlehnung für wesentlich jünger: die Britannier wußten, daß einem *qu* der irischen Fremdsassen, von denen die Inschriften in ihrem Gebiet stammten, ein *p* ihrer Sprache entsprach. Den eindringenden Angelsachsen vermittelten sie beide Namen: *querth* (brit. *rt* > *rth* vollzog sich wohl in eben dieser Zeit) und *perth*. Für die got. Formen s. eine Vermutung bei Pedersen, *Origine des runes* (1925). Ich glaube, daß *cweordh* und *peordh* für die Frage nach der Entstehung des Ogom's keine Rolle spielen.

Unsere Kunde von diesem Alphabet beruht vor allem auf den mir. Zeugnissen. Das Ogom war ziemlich lange bekannt und wurde noch im 9. Jahrh. zu Randbemerkungen verwendet (Nigra S. 15—17), also im 9. Jahrh. Eine Abhandlung über das Ogom findet sich im *Book of Ballymote*, einer Handschrift des 14. Jahrh., eine andere in der Handschrift H. 3. 18 des *Trinity College*. Die Quelle des *Book of Ballymote* kann nicht vor dem Anfang des 8. Jahrh. verfaßt worden sein. Das andere alte Zeugnis, durch das wir etwas über das Ogom erfahren, das *Uraicept* (hg. von Calder), ist etwa ein Jahrhundert jünger als das *Book of Ballymote*. „*Ogma, a man very skilled in speech and in poetry, invented the Ogham. The cause of its invention, as a proof of its ingenuity, and that this speech should belong to the learned apart, to the exclusion of rustics and herdsmen*“ (Calder, 173). Also: *a language peculiar to the learned* — das ist sicher wahr. Dann werden die Namen der Ogomzeichen mit *b* beginnend aufgezählt. Auf die Frage nach dem Ursprung dieser Namen lautet die Antwort: *Secundum alios quidem* wurden durch eine Metapher

die Ogomzeichen nach Bäumen des Waldes benannt (auch das ist sicher richtig).

Auch wenn wir zugeben, daß die mir. Überlieferung größtenteils Dichtung ist, steht doch fest: das Ogom war lange vorher in Gebrauch, und es besaß magischen Charakter, war „*cryptic*“.

Eine Schrift, die nur wenigen Eingeweihten verständlich war, die zugleich für gewöhnliche und für magische Zwecke benutzt wurde — all das entspricht ganz der Verwendung der Runen. Aber die Entsprechungen gehen noch weiter. Die Bedeutung von Ogom ist leider unbekannt, aber es ist nicht zu trennen von dem Namen des irischen Gottes *Ogme*, *Ogma*, einem der sog. *Tuatha Dee Danann*, dem die Entstehung der Schrift zugeschrieben wurde. *Ogmae* aber entspricht dem Namen des Gottes der Beredsamkeit bei den Galliern, *Ogmios*.

Franz Rolf Schröder hat auf eine starke Beziehung zwischen Kelten und Germanen aufmerksam gemacht (Altgerm. Kulturprobleme 45 ff.). In der nordischen Überlieferung steht die Runenschrift in engster Beziehung zu Odin. Die Runen sind göttlichen Ursprungs, und offenbar hat Odin als ihr Erfinder gegolten, wenn es auch nirgends ganz unzweideutig gesagt wird. Da man annahm, die Runen seien auf dem Gotenweg nordwärts gewandert, so stellte man nunmehr die Lehre auf, auch die Wurzeln des Wodan-Odin-Kultes seien nicht im Westen, in den Rheingegenden zu suchen, wie man bis dahin allgemein geglaubt hatte, sondern gleichfalls im pontischen Gotenreich. Da aber v. Friesens Runentheorie nicht haltbar ist, können wir getrost wieder zur älteren Auffassung vom rheinischen Ursprung des Wodanglaubens zurückkehren.

Bei den Galliern hat es einen Gott der Beredsamkeit namens *Ogmios* gegeben. Dieser Name ist von *Ogom* nicht zu trennen, und *Ogmios* wird auch der Gott des geschriebenen Wortes gewesen sein. Wenn zudem, wie Schröder mutmaßt, *Ogmios* der keltische Schicksalsgott, der Herr über Leben und Tod gewesen ist, so wäre vielleicht auch dafür eine Erklärung gewonnen, warum die Erfindung der Runen gerade auf Wodan, den germanischen Totengott, übertragen worden ist. Die Vergeistigung dieses Gottes, die uns nur aus späteren nordischen Quellen bekannt ist, würde demnach auf dem Festland bereits eingeseßt haben und wenigstens teilweise keltischem Einfluß zugeschrieben werden können. So nimmt Schröder an, daß die Kenntnis der Runen in Verbindung mit dem Wodankult vom Rhein aus nach Norden getragen worden ist. Ich möchte den Rhein nicht verteidigen. Aber da ich zuversichtlich an eine Entstehung des Runenalphabets in Nord-

italien glaube, ist auch mir keltischer Einfluß durchaus wahrscheinlich. Nur müssen diese Kelten kein Ogom gehabt haben; ich könnte mir sogar denken, daß Ogom bei den Kelten die gebräuchliche Schrift schlechthin (nordetruskisch, lateinisch oder griechisch) bezeichnet habe und von den Iren dann auf das Alphabet übertragen wurde, das sie sich selbst schufen.

Wir wenden uns nun erneut der Frage zu, aus welchem Alphabet das Ogom entlehnt sei. Es bleiben nur zwei Alphabete, aus denen das Ogom entlehnt sein kann: das lateinische Alphabet und die Runen. Für jenes hat sich die Mehrzahl der Forscher ausgesprochen. Auch der jüngste Bearbeiter, Power, spricht sich dafür aus, daß der Erfinder sein Alphabet auf den lat. Buchstaben aufbaute, die während der *La-Tène*-Zeit den Kelten einigermaßen bekannt geworden waren. Warum übernahm er nicht die Zeichen, wie sie waren? Vielleicht hängt das mit dem Material zusammen, mit dem und auf das er schrieb. Es ist kein Zweifel, daß für Inschriften auf Stein (aber nicht auf Holz, wie wir von den Runen wissen) ein Alphabet von graden Strichen das zweckmäßigste ist. Das gebe ich gern zu; aber sämtliche übrigen Fragen — Anordnung, Benennung, Lautwerte — finden damit noch keine Erklärung. Nun hat 1931 MacNeill eine andre Vermutung geäußert. Er meint, der Grund für die Ablehnung der lat. Zeichen sei in der Feindschaft der Druiden gegen Rom zu suchen, das ihr unablässiger Verfolger war. Seit dem 2. Jahrh. n. Chr. waren sie auf Irland — außerhalb der Reichweite des Imperiums — beschränkt und haßten alles, was mit Rom zusammenhing. Sie kannten das lateinische Alphabet und waren auch vertraut mit der römischen Sitte, den Toten Gedenksteine zu errichten. Sie fanden es nützlich, vielleicht sogar notwendig, beides — Alphabet und Gedenksteine — zu entlehnen. Aber um die Beziehung zum Ursprung der Schrift möglichst zu verwischen, erfanden die Druiden neue Zeichen für ihr Alphabet, und zugleich einen neuen Stil der Gedenksteine.

Am schärfsten vertritt Holger Pedersen die These von der lateinischen Herkunft des Ogoms: „*Herom er der i virkeligheden og kan der i virkeligheden kun vaere én mening*“ (Run. opr. 44); daß nämlich das Alphabet gewiß nichts als eine Umbildung des lateinischen sei. Mit den sinnlosen kurzen lat. Buchstabennamen konnten die Iren nichts anfangen; sie ersetzten sie darum durch lange. „Man kann ohne weiteres zugeben, daß die Annahme keinerlei Schwierigkeit hat, das Ogom sei aus dem lat. Alphabet entlehnt, und das ist sogar die einzig mögliche Hypothese“ (*Orig. d. runes* 98).

Darüber hinaus aber wirft Pedersen die Frage auf, ob nicht etwa Iren und Germanen unabhängig voneinander bei den Galliern Lesen und Schreiben gelernt hätten. Wie Heinrich Zimmer (Berl. Sitz.-Ber. 1909) gezeigt hat, standen die Iren mit den Galliern in direkten Handelsbeziehungen, und der starke Einfluß der keltischen Kultur des Festlands auf die Germanen durch mehr denn ein Jahrtausend hindurch ist allgemein bekannt. Daß die Germanen das lat. Alphabet durch Vermittlung der Gallier gekannt haben, hat Wimmer schon erwogen, ohne dieser Möglichkeit jedoch großes Gewicht beizulegen, denn er denkt (*Årbøger* 1874, 149ff., *Runenschr.* 175) an die Gallier in Norditalien. S. Bugge dachte — keineswegs überzeugend — an christliche (galatische und armenische) Kriegsgefangene. Wenn wir die Gallier als Vermittler annehmen, können wir nur an eine Gegend denken: die Ufer des Rheins. „*En terminant*“, sagt Pedersen, „*je poserai la question de savoir si quelques-unes des nombreuses analogies entre les runes et l'ogam n'auraient pas leur raison profonde dans le fait que Germains et Irlandais ont appris à lire à l'école des Gaulois. Que plusieurs de ces analogies soient purement accidentelles, c'est ce qui est clair à priori. Par exemple la concordance en ce qui concerne le signe de  $\eta$ . Mais dans le bouleversement complet de l'ordre alphabétique latin, dans la répartition de l'alphabet en sections, ne pourrait on pas voir un sport pratiqué dans les écoles gauloises? Et les noms longs des lettres, ne feraient-ils pas également partie de ce jeu (ou de cette méthode d'enseignement)? Je n'ose rien affirmer*“ (134). „*Je ne saurais trop insister sur l'hypothèse d'après laquelle Irlandais et Germains auraient eu les mêmes maîtres d'a-b-c. Il se peut que l'atmosphère psychologique homogène qui enveloppe ogam et runes, soit simplement due à des conditions de civilisation analogues chez les deux seules nations qui aient librement adopté l'alphabet romain sans y être contraintes par la force de l'Etat romain ou de l'Eglise romaine.*“

Trotz alledem finde ich keinen einzigen Grund, der zwingend für Entstehung des Ogoms aus dem lat. Alphabet spräche. Daß sich in beiden die gleichen Vokale finden, besagt nichts; denn diese fünf haben wir auch bei den Runen. Die langen Buchstabennamen und das Zeichen für *ng* sprechen, wenn man überhaupt damit arbeiten will, höchstens gegen lat. Ursprung, ebenso das fehlende *p*. Warum sollte man ein *h* entlehnen, das man nicht brauchte und das im Lat. damals schon bloßes Zeichen der Schrift war? Warum nahm man *z* herüber, das im lat.



Alphabet kein lebendiger Buchstabe war? *f*, das verschmährt wurde, besagt nichts. Die Doppelheit von *V* und *U* spricht gegen lat. Ursprung. Dafür, daß zu jener Zeit tatsächlich schon lat. Schrift nach Irland gedrungen war, fehlen alle Zeugnisse. Wäre *z*, wie Macalister meint, aufgenommen, da es ein gebräuchliches Zeichen für *st* war, spräche das doch sehr stark für griechische, nun und nimmer aber für lateinische Herkunft. Auffällig, aber durchaus nicht beweisend, ist lediglich *q = ku* wie lat. *qu*. Auch das Runenalphabet hat ja einmal die Rune *ku* gehabt (*cweord*, *quertra*, s. o.). So vermag mich auch keine der bisherigen Theorien zu überzeugen. Bei Graves finden wir über die Bildung der Geschlechter im einzelnen nichts, bei Abercromby noch weniger. Runo Meyer, MacNeill und Arbois de Jubainville haben überhaupt keine Erläuterungen der Entlehnung gegeben. Macalister kann seine These nur unter Annahme so vieler grundloser und willkürlicher Änderungen durchführen, daß im einzelnen alles unklar bleibt. Von der gemeinsamen Alphabetschule bei den Galliern endlich wissen wir nichts. Daß das Ogom in Gallien geschaffen sei oder je auf dem Festland existiert habe, ist mehr als unwahrscheinlich.

So wage ich in bewußtem Gegensatz zu Pedersen den Satz: Für eine Entstehung des Ogoms aus dem lateinischen Alphabet haben wir auch nicht einen einzigen stichhaltigen Grund.

Ungefragt aber ergeben sich Zusammenhänge mit den Runen. Da fällt zunächst auf, daß beide Alphabete in solch weitem Umfang zu magischen Zwecken verwandt wurden. Vom Ogom habe ich es verschiedentlich gesagt (zu der altir. Abhandlung darüber kommen noch die Andeutungen in den altir. Helden sagen); von den Runen ist es ja immer deutlicher geworden, seit Magnús Olsen 1916 „*Om Trolldruner*“ schrieb. Hierher gehören die vielen Arten von Geheimschriften, die außer den gewöhnlichen Runenalphabeten vorkommen. Solche Geheimrunen finden sich in mannigfachen Arten namentlich auf dem Röker Stein und in den Maeshover Inschriften. Die Geheimrunen der Maeshover Inschriften Nr. 18 sind nach demselben Prinzip gebaut, wie die ersten Runen auf der linken Schmalseite des Röker Steins. Die Maeshover Inschriften gehören der Zeit um 1150 an, also einer späteren Schicht als der Röker Stein. Trotzdem zeigen sie mit diesem eine Menge Ähnlichkeiten; und dies Prinzip mag gut noch einige Jahrhunderte älter sein. Zu den bemerkenswertesten Inschriften zählen *Farrers* Nr. 18 und 16. Die erste Zeile nun ist mit Geheimrunen, sog. Zweigrunen geritzt (s. Tafel III): *thisar runar* „diese Runen“. Ebenso der

Name des Runenrizers von Nr. 8 (auch Stephens I, 237) (siehe Tafel IV): *Aerlikr* = an. *Erlingr*.

Die gewöhnliche Art solcher Geheimschrift ist die, daß man statt das Runenzeichen selbst zu schreiben, Reihe und Platz zahlenmäßig andeutet. Also  $f = 1,1$ ;  $u = 1,2$ ;  $h = 2,1$ ;  $n = 2,2$ ;  $t = 3,1$ ;  $b = 3,2$  usw. Je nach der Art, wie man diese Zahlen darstellt, entsteht eine Menge von Unterarten, deren bereits fünf in der St. Galler (Alkuin-) Handschrift 270 aus dem 9. Jahrh. sich finden: bei der *iisruna* und *lagoruna* werden Geschlecht und Nummer durch kleinere und größere *i* und *l*, bei der *stofruna* (d. h. Punkttrune) durch Punktreihen, bei der *hahalruna* durch waagerechte Querstriche rechts und links von einem senkrechten Balken, bei der *clofruna* endlich durch die betreffende Anzahl Schläge bezeichnet. Die Handschrift stammt, wie gesagt, aus dem 9. Jahrh., wir dürfen aber getrost annehmen, daß die Schreibweise mit solchen Runen viel älter ist.

Der Übersichtlichkeit halber gebe ich hier die Runenalphabete:

1. Das längere Alphabet von 24 Zeichen: *fu th arkgw : hni jè pRs : tbe ml η od.*
2. Das kürzere Runenalphabet von 16 Zeichen: *fu th ork h nias t b l m R*; es fehlen also: *gwp è e η do.*

Diese jüngere Runenreihe war (wie die längere) in drei Gruppen eingeteilt: *fu th ark*, *h nias* und *t b l m R*. Regelmäßig wird in der Geheimschrift das letzte Geschlecht als erstes und das erste als drittes gerechnet. *aett* hat sicher nichts mit „acht“ zu tun, wie M. Olsen (*Om Trolldruner*) meinte, sondern es bedeutet „Geschlecht“, genau wie air. *aicme*. Auch Pedersen gibt zu, daß nicht die Striche beim Ogom die Hauptsache seien, sondern die Einteilung in vier Geschlechter, die eine merkwürdige Analogie zur Einteilung des Runenalphabets in drei Geschlechter bedeutet (*Orig. des runes* 95). Auf die Runen hat auch schon Macalister (*Archaeol.* 217) hingewiesen: „Außer den gewöhnlichen Runen gab es eine „*kind of linear cipher*“, die dem Ogom ähnelt und aller Wahrscheinlichkeit nach vom Ogom beeinflusst ist. Die Ähnlichkeit des Baus dieser beiden Geheimschriften liegt auf der Hand. Wenn eins dieser Systeme ursprünglich und das andere davon abgeleitet ist, dann müssen wir das Ogom als Vorbild betrachten. Denn dieses hat eine natürliche Grundlage in den Fingern der Hand; die Geheimrunen haben eine künstliche Basis: Einteilung des Alphabets in Gruppen, „*and nature must precede art*“. Ich halte diese Ansicht von der Ursprünglichkeit des Ogoms gegenüber

den Runen für falsch (s. o.). Daß das Ogom auf dem Grundprinzip der Zweigrunen aufgebaut ist, ist offensichtlich. Dazu kommen aber im einzelnen so viel enge Übereinstimmungen, daß sie sich nur aus Entlehnung und Nachahmung erklären lassen: Daß — wie im agf. *Futhark* — die Diphthonge ans Ende treten, halte ich nicht für auffällig; das ist bei jüngeren Zeichen allgemein. Aber wesentlich ist die Anordnung der Buchstaben, die gänzlich willkürlich erscheinen muß; weiter das Zeichen für *ng* und die Buchstabennamen. Die Namen *ailm* und *beithe* können allenfalls zu gr. *alpha* und *bēta* gehören; aber alle andern sind völlig verschieden. Hinzu kommt noch, daß *b* in beiden Alphabeten „Birke“ bedeutet, und endlich die Einteilung in Geschlechter. In beiden Alphabeten kann ein Zeichen für seinen Namen stehen, z. B. air. *ruis* wurde wiedergegeben durch *r*, wie runisch — vor allem agf. — *Tag*, *fē*, *Mann* durch *d*, *f*, *m*. Ogom wie Runen wurden rechts- und links-läufig geschrieben; und die Richtung von rechts nach links beim Ogom spricht gegen lat. Ursprung, ebenso wie bei den Runen.

Im ursprünglichen Runenalphabet sind nur zwei Buchstaben nach Bäumen benannt: *thorn* und *bjarkan*. Im spätern entwickelten agf. Alphabet ist die Zahl auf sechs gestiegen: *thorn*, *yew*, *sedge*, *birch*, *oak*, *ash*. Der Schöpfer des Ogomalphabets benannte noch mehr Buchstaben nach Bäumen. Dieser Fortschritt in gleicher Richtung wurde ihm durch die Form seiner Zeichen nahegelegt. Auch die Lautwerte weisen auf die Runen hin. *h*, das die irischen Grammatiker im Anschluß an die Lateiner eigentlich aus den Buchstaben ausschließen, war doch unabweisbar als notwendig erachtet; seine Ausmerzung würde die ganze Symmetrie zerstören. Das zeigt, daß der Ogomschöpfer durch ein fremdes Alphabet beeinflusst wurde, das *h* als lebendigen Laut hatte. *p* fehlt im Ogom und nach kurzer Zeit auch bei den Runen. Dort wurde „*b cum aspiratione pro p*“ gesetzt, hier ein „*dotted b*“ (*stunginn bjarkan*).

Ich möchte im Folgenden versuchen, das Ogom aus den Zweigrunen, und zwar aus denen des kürzeren Alphabets zu erklären. Man wird mir entgegenhalten, daß das Ogom älter sei als das kürzere Alphabet. Doch vermag ich mich nicht zu der Ansicht zu bekennen, daß sich das kürzere aus dem längeren Alphabet entwickelt habe. Auch S. Agrell rechnet ja neuerdings wieder mit einer doppelten Entlehnung. Das zweite Gegenargument wird der Weg sein. Aber ein Beweis dagegen, daß im 4. Jahrh. n. Chr. ein gelehrter Ire ein skand. Alphabet kannte und so umgestalten konnte, wird kaum zu führen sein. Daß sich später

gerade auf den Orkneys ein Hauptbeispiel der Zweigrunen findet (Maeshove), ist ein Spiel des Zufalls. Das Normalalphabet der Zweigrunen bringt unsere Tafel unter V.

Zwei Änderungen wird man mir zugestehen müssen: der Übergang der *ans*-Rune zum Lautwert *o* kann noch nicht stattgefunden haben, und ebenso ist damals anlautendes *j* noch nicht geschwunden. Zum andern hat damals *R* noch den Lautwert eines stimmhaften *s* besessen. Die Reihenfolge *lm* hält Wimmer zwar für jung; aber schon Rhys weist darauf hin, daß die Runenalphabete gerade in dieser Hinsicht nicht einheitlich sind. Trotz Wimmer (pp. 190—96) hält Rhys die Reihenfolge *lm* für ebenso alt wie *ml*. Bei der Aufgabe des längeren Alphabets wurde, wie Wimmer, Runenschr. 251 meint, *R* aus dem zweiten Geschlecht an den Schluß des dritten versetzt, um eine größere Harmonie zwischen der Anzahl der Zeichen in den drei Geschlechtern zuwege zu bringen. Aber warum nahm man nicht die letzte Rune des zweiten Geschlechts, *s*? Und die Herleitung der Runen spricht entschieden dafür, daß *R = Z* an den Schluß gehört. Durch die Vertauschung der Geschlechter geriet es dann ins Innere des Alphabets. Ich setze also an:

*t b l m z h n i j s f u t h a r k.*

Die Form dieser Zweigrunen erklärt sich zwanglos aus der Einteilung in Geschlechter. Der Ire, der dieses Alphabet kennenlernte und es zu Schreibzwecken benutzen wollte, mußte diese Buchstaben mit Schrägstrichen zu beiden Seiten ungeeignet finden. Er übernahm das Prinzip und — wie ich glaube — die Zeichen; aber er vereinfachte sie. Wie sollte er das am zweckmäßigsten tun? Durch Subtraktion der Striche der einen Seite von der andern. (Für das Folgende s. Tafel VI.) Da *t* Schwierigkeiten machte, begann er mit *b*, aus dem er durch Subtraktion ein denkbar einfaches Zeichen gewann: *b*. Genau so entwickelte er aus *h* sein *h* und aus *l* sein *l*. Die Entsprechung zu diesem schuf er nun nicht aus *f*, für das er mit diesem Lautwert keine Verwendung hatte, sondern er wandelte *f* zur einzigen noch möglichen Form; denn hier hätte Subtraktion den bloßen Stab ergeben, was unmöglich gewesen wäre. Genau so ging er bei den übrigen Zeichen mit gleichen Seitenzweigen vor: *n* ergab sein *n*. Mehr als fünf Seitenstriche wollte der Ogommeister nicht ziehen; sei es aus lediglich praktischen oder aus Rücksichten auf die 5 Normalvokale oder auf seine Zähleinheit oder auf magische Vorstellungen. *p* hätte aber bei gleicher Behandlung sechs Striche bekommen; er begnügte sich deshalb mit Beibehaltung einer

Seite. Daß *th* für *t* verwandt wurde, kann nicht wundernehmen, denn intervokalisches *h*. B. hatte dieser Übergang bereits im Irischen stattgefunden. Auch dieses Prinzip übernahm er nun für Fälle, in denen die Subtraktion sich nicht durchführen ließ. Die größte Schwierigkeit bereitete *k*, das insgesamt 9 Striche hatte, und dem im Irischen zwei Laute entsprachen. Er schaffte alle Striche auf eine Seite und teilte in der einzig möglichen Weise ab, in *q* und *c*. Aus *R* gewann er durch Subtraktion ein Zeichen mit vier Strichen, die er durchzog, um nicht *n* oder *c* zu erhalten: *z*. Da wir uns über den genauen Lautwert dieses Ogomzeichens durchaus noch nicht einig sind, ist es müßig, seine Ableitung aus *R* anzuzweifeln. Für *v* nahm er das Zeichen, das ihm im Inlaut weitest nahekam; es blieb nur die Möglichkeit, die linke Seite auf die rechte hinüberzuschaffen: *v*. Das runische *s* hätte durch Subtraktion ebenfalls *f* oder *t* ergeben. Deshalb behielt er hier die rechte Seite bei. Dann vertauschte er *s* und *n* wegen des *s*-ähnlichen Lautes der dritten Reihe, der vier Striche hatte. Es blieb noch *r*, das regelrecht *r* mit Beibehaltung der rechten Zweigseite wurde. Ich bin mir bewußt, daß auch diese Herleitung der Willkür nicht ganz entbehrt. Aber nur auf diese Weise wird es verständlich, daß die Buchstaben im Ogom solch „wirre“ Reihenfolge haben, und weiter, daß die häufigsten Laute mit den schwierigsten Zeichen wiedergegeben werden. Als letzten Konsonanten bildete er *m* unter Beibehaltung der linken Seite. Für *g* und *ng* besaß wohl dieses Runenalphabet kein Zeichen. Ich weiß wohl, daß gerade *ng* vielfach für nahe Verwandtschaft zwischen Runen und Ogom herangezogen wird, und gehe selbst ungern davon ab. Aber einem kurzen Runenalphabet ein Zeichen für *ng* anzuhängen, wäre volle Willkür. So finde ich nichts Auffälliges darin, daß der Ogommeister, der das Bedürfnis fühlte, ein neues Zeichen für *g* zu schaffen, das er im Keltischen unbedingt von *k* scheiden mußte, den einzigen Platz, der in seinem System noch freigeblieben war, und der sich zudem an der Seite des neuen *g* fand, mit einem *g*-ähnlichen Zeichen füllte. *ng* ist ja, wie oben hervorgehoben ist, wirklich ein besonderer, auch im Keltischen stark ausgeprägter Laut. Bei den Vokalen gewann man *a* aus *a* durch einfache Subtraktion. Da auch *i* bei Subtraktion *a* ergeben hätte, ging man umgekehrt vor und addierte: *i*. Bei *u* behielt man die linke Seite bei (Subtraktion hätte wieder *\*a* ergeben), was dadurch begünstigt wurde, daß *u* an entsprechender Stelle stand: *u*. Das runische Zeichen zu Seiten des *i* ist nicht näher zu bestimmen. Hätte dort *j* gestanden, das die Kelten durch keinen besondern Buchstaben

ausdrücken wollten, so lag es nahe, hieraus einen der beiden fehlenden Vokale zu schaffen. *j* konnte nun durch Subtraktion bzw. durch Beibehaltung der linken Seite *o*, oder aber durch Beibehaltung der rechten Seite *e* ergeben. Hätte aber dort *ng* gestanden (das im Runischen von *j* kaum zu unterscheiden ist), so wäre das Ogomzeichen *g* ganz einfach durch Subtraktion entstanden und dazu *ng* geschaffen.

Ich glaube, daß diese ganze Ableitung nichts Gesuchten hat, wenn man sich vor Augen hält, daß die möglichste Vereinfachung des Alphabets, das ihm vorlag, das Hauptbestreben des Ogommeisters war. Dagegen können nicht die Zweigrunen nach dem gleichen Verfahren aus dem Ogom gebildet sein, denn eine Subtraktion läßt sich aus ihrem Ergebnis nicht rückgängig machen. Auf Einzelheiten, z. B. bei der Ableitung der Vokale, mag ich mich nicht versteifen. Wie leicht man Vokale gegeneinander differenzieren kann, zeigt Maeshove mit seinem *a* gegenüber *ae*.

Nun wird noch eine andre Möglichkeit zu prüfen sein: Es gibt doch außer dem kurzen Runenalphabet das längere. Auch dieses ist sicher schon in vorchristlicher Zeit entlehnt worden, und zwar in alpinen Gegenden aus einem norditalischen Alphabet, wie wir heute wissen. Dieses Alphabet besaß außer den übrigen Zeichen auch *ng* und *g*; und dieses Alphabet ist auch in so früher Zeit schon im Norden wirklich bezeugt. Zudem ist die ogomähnlichste Geheimschrift, die *hahalruna*, die sich vom Ogom nur durch die Zahl der Striche unterscheidet, gerade für das längere Alphabet durch die St. Galler Altkuin-Handschrift bezeugt (s. o.). Aber den Schlüssel zur Bildung, der sich bei den Zweigrunen des jüngeren Alphabets so ungesucht ergab, habe ich für die des längeren noch nicht gefunden. Es ist auf der Tafel unter VII dargestellt.

Die Reihenfolge von *o*, *d* und *m*, *l* mag auch umgekehrt gewesen sein. Möglich ist, daß der Ogommeister das erste und dritte Geschlecht vertauschte, daß er die Vokale aussonderte, daß er die überflüssigen Zeichen ausmerzte. Auffälligkeiten sind auch hier zu finden; z. B. ergeben *b h m*, mit denen die Reihen des Ogoms anlauten, bei der Subtraktion je einen Strich; aber ich vermag, wie gesagt, die Ableitung im einzelnen nicht durchzuführen. Und das ist, wie ich glaube, zugleich eine wertvolle Überprüfung meiner Ansicht, daß ein kurzes Alphabet zugrunde liege; denn daraus ließ das Ogom sich mühelos ableiten.